RICHARD DÜBELL

BOTE DES FEUERS

HISTORISCHER ROMAN

lübbe

INHALT

Cover
Inhalt
Über dieses Buch
Über den Autor
Titel
Impressum
Motto
Widmung
Schauplätze der Handlung
1. Buch · Die Faust Gottes
    1
    2
    3
2. Buch · Der Tag der Sünden
    1
    2
    3
    4
    5
    6
    7
    8
    9
    10
    11
    12
    13
    14
    15
    16
    17

18
19
20
21
3. Buch · Der Teufel holt Atem
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
4. Buch · Azrael
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14

15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
5. Buch · Wegkreuzungen
1
2
3
4
5
6
7
6. Buch · Totentanz
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12

13
14
15
16
17
18
19
Epilog
Quellen
Nachwort
Danksagung

ÜBER DAS BUCH

1348: Die Pest zieht ihre mörderische Spur durch Europa. Im Chaos gehen Glaube, Menschlichkeit und Hoffnung verloren. Aber ist die Krankheit wirklich eine Strafe Gottes? Oder steckt ein teuflischer Plan dahinter? Stimmt es, dass ein selbsternannter Todesengel seine Anhänger aussendet, um die Krankheit zu verbreiten? Als die junge Adlige Gisela und der jüdische Abenteurer Joseph auf die Spur der »Jünger Azraels« stoßen, beginnt ein Wettlauf gegen den Schwarzen Tod … und eine unmögliche Liebe.

ÜBER DEN AUTOR

Richard Dübell, geboren 1962, ist Träger des Kulturpreises der Stadt Landshut und des Literaturpreises »Goldener Homer«. Er zählt zu den beliebtesten deutschsprachigen Autoren Historischer Romane. Seine Bücher standen auf der Bestsellerliste des Spiegel und wurden in vierzehn Sprachen übersetzt. Mittlerweile schreibt er auch erfolgreich für Kinder und Jugendliche. Mehr Informationen über den Autor finden Sie auf seiner Homepage: www.duebell.de.

RICHARD DÜBELL

BOTE DES FEUERS

Historischer Roman

lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Katharina Rottenbacher, Berlin
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Einband- / Umschlagmotiv: © shutterstock/Alberto Masnovo, Trymyr,
Thammanoon Khamchalee, David Woods, Faber1893
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-6080-6

www.luebbe.de

www.lesejury.de

»Der Mensch ist sein eigener Teufel.«

Indisches Sprichwort

»Und Jehova sprach zu Mose und zu Aaron: Nehmet eure Fäuste voll Ofenruß, und Mose streue ihn gen Himmel vor den Augen des Pharao; und er wird zu Staub werden über dem ganzen Lande Ägypten und wird an Menschen und Vieh zu Geschwüren werden, die in Blattern ausbrechen im ganzen Lande Ägypten.«

Exodus 9; 8,9

»So müßt ihr nun machen Bilder eurer Beulen und eurer Mäuse, die euer Land verderbt haben, daß ihr dem Gott Israels die Ehre gebt.«

1 Samuel 6, 5

Für Christine: Inspiration, beste Freundin,
Gefährtin meiner Seele – und meine einzige,
wahre Liebe.

SCHAUPLÄTZE DER HANDLUNG

Die Ortsnamen in diesem Roman sind möglichst so wiedergegeben, wie sie im 14. Jahrhundert in Chroniken auftauchen oder wie sie in der regionalen Sprache hießen. Nachfolgend eine kleine Übersetzungshilfe:

»über dem Prenner«	Brennerpass
A Saera (ligur.)	Serra Riccò
A Spèza (ligur.)	La Spezia
Aquilee (furlan)	Aquileja
Arbénga (ligur.)	Albenga
Ast (piemont.)	Asti
Bonasseua (ligur.)	Bonassola
Bròn (oltrepad.)	Broni
Bugasku (ligur.)	Bogliasco
Caignan (ligur.)	Carignano, Stadtteil von Genua
Cavlimor (piemont.)	Cavallermaggiore
Cividât (furlan)	Cividale del Friuli
Chasarisches Meer	Schwarzes bzw. Asowsches Meer
Clàvai (ligur.)	Chiàvari
Coni (piemont.)	Cuneo
Corcaigh (irisch)	Cork
Fràra	Ferrara
Gaillimh (irisch)	Galway
Glemone (furlan)	Gemona
Ineja (ligur.)	Oneglia, heute Stadtteil von Imperia
Lissandria (piemont.)	Alessandria
Marsiglia	Marseille

Narbona	Narbonne
Nêuve (ligur.)	Novi Ligure
Piaśëinsa (piacentino)	Piacenza
Pordenon (furlan)	Pordenone
Puncrùn (oltrepad.)	Pontecurone
Rodano	Rhône
Rosciggion (ligur.)	Rossiglione
Saña (ligur.)	Savona
Sanrému (ligur.)	San Remo
Sant Denêl (furlan)	San Daniele del Friuli
Sant Michêl (furlan)	San Michele al Tagliamento
Sant Vît (furlan)	San Vito al Tagliamento
Sant Zorç (furlan)	San Giorgio della Richinvelda
Serra Vallis	Serravalla Scrivia
Spiareti (ligur.)	Ospedaletti
Stradéla	Stradella
Tiliment (furlan)	Tagliamento (Fluss)
Trevixo (venetisch)	Treviso
Turtona (piemont.)	Tortona
Udin (furlan)	Udine
Vallecrösa (ligur.)	Vallecrosia
Vicènsa (venetisch)	Vicenza
Vintimiggia (genov.)	Ventimiglia
Vughera (oltrepad.)	Voghera
Warmaisa	Name der jüdischen Gemeinde von Worms

Venedig müsste eigentlich getreu dieser Vorgabe als Venexia geschrieben werden, aber darauf habe ich verzichtet, weil Venedig nicht nur ein Städtename, sondern auch ein Begriff ist. Genua hat nach allem, was ich herausfinden konnte, auch im Mittelalter schon Genua

geheißen. Bei Avignon war ich unsicher (die provenzalische Schreibweise wäre Avignoun), habe mich dann aber wie bei Venedig für die bekannte Namensform entschieden, weil Avignon als Stadt des päpstlichen Exils ebenfalls nicht nur ein Städtename, sondern ein Begriff ist.

1. BUCH

DIE FAUST GOTTES

»Der Todesengel wird durch ihre Reihen schreiten wie damals, als der Herr ihn gegen die Ägypter sandte.«

Gabriele de Mussis, Medicus

1

PLONK!

Nummer sieben, dachte Gisela.

Sie hörte, wie das Steinchen vom gespannten Darm im Fensterrahmen abprallte und an der schrägen Gebäudemauer nach unten hüpfte.

Sie lauschte dem ruhigen Atmen ihrer Magd, das mit jedem der sechs vorhergehenden PLONK! kurz gestockt und gleich danach wieder eingesetzt hatte. Gisela drängte sich der Wärme des schlafenden Körpers neben ihr entgegen und fror trotzdem.

PLONK!

Offensichtlich war sie nicht die Einzige, der kalt war. Der Sängerknabe im Hof unter ihrem Fenster schien die Kälte allmählich auch zu spüren. Die Abstände zwischen den Steinchenwürfen gerieten immer kürzer. Der Januar hier in den Bergen des Friaul wurde vom Frost beherrscht.

Beim zehnten Stein fange ich an zu schreien, dachte Gisela. Dann sollen die Burgwachen den Kerl meinetwegen über die Mauer werfen.

Es musste um die vierte Stunde nach Mitternacht sein, also schon fast wieder Morgen. Wahrscheinlich standen im großen Saal der Burg jetzt die ersten Dienstboten von den Strohschütten auf und schürten das Feuer im Kamin wieder hoch. Den Winter über ging es niemals ganz aus. Es hätte mehrere Tage gedauert, um wenigstens einen Hauch Wärme in den Saal zu bringen, wenn man ihn hätte auskühlen lassen, und darauf war niemand erpicht.

Der Mann unten im Hof, den Gisela bei sich hartnäckig den »Sängerknaben« nannte und der in Wahrheit Tristan de Gurize hieß, war ein Schlitzohr. Er machte sich Hoffnungen auf Giselas Hand, und sei es über den Umweg,

sie zu kompromittieren, indem er sie mit den Steinchenwürfen dazu brachte, ihn in ihre Kammer zu bitten. Gisela machte sich da keinerlei Illusionen. Sie war zwar keine Schönheit, aber sie konnte musizieren und sich intelligent unterhalten und war von ihrer Mutter in allen Fertigkeiten unterwiesen worden, die man als Burgherrin kennen musste. Doch Tristan wollte sie nicht wegen ihrer Qualitäten. Er interessierte sich nur für das Erbe der wohlhabenden Sippe der d'Osoppo, Giselas Familie. Seit Giselas Verlobung aufgelöst worden war, hatten sich derartige Burschen mit der gleichen Hartnäckigkeit auf der Burg eingestellt, mit der Fliegen um einen Honigtopf kreisten.

PLONK!

Gisela war die einzige Erbin des Besitzes der d'Osoppo. Sie fühlte die Verantwortung, die deshalb auf ihr lastete, in jeder wachen Stunde. Sie hatte sie bisher mit Leidenschaft und Engagement getragen. Den Besitz zu erhalten, zu vermehren und den Namen ihrer Familie mit Ruhm und Wohlstand zu versehen war für sie keine Bürde gewesen, sondern eine Selbstverständlichkeit. Sie wäre ihr mit dem Schwert in der Hand nachgekommen, wenn sie ein Mann gewesen wäre.

Neuerdings war sie allerdings nicht mehr so sicher, zu welchen Opfern sie wirklich bereit war. In den letzten Monaten hatten sich viele ihrer vermeintlich festgefügten Ansichten geändert. Zwei Ereignisse waren hauptsächlich daran schuld.

PLICK!

Ein Steinchen war fehlgegangen und draußen gegen die Mauer geprallt.

Neuneinhalb, dachte Gisela und wusste, dass sie sich selbst betrog. Sie schreckte vor der Kälte außerhalb ihres Betts zurück. Mehr noch schreckte sie vor dem Gedanken an den Tratsch zurück, der sich unweigerlich einstellen würde, wenn der Annäherungsversuch dieses Freiers von

den Burgwachen beendet wurde. Erneut würde darüber getuschelt werden, dass Gisela d’Osoppo es sich eigentlich nicht leisten konnte, schon wieder einen Freier abzuweisen, nachdem ihr Verlobter sie im Stich gelassen hatte.

Verflucht seist du, Berengar de Cucagna, dachte sie, dass du mir das antust. Ich habe dich nicht geliebt, aber ich hätte dich genommen. Für die Familie. Für Osoppo.

Zugleich dachte sie, dass die Schmach, die mit der Lösung der Verlobung über ihr Haupt gekommen war, auch etwas Gutes gebracht hatte: nämlich die Erkenntnis, dass sie gar nicht willens war, für Tradition und Besitz ihr persönliches Glück zu opfern.

Den Mann, den ich in mein Leben lasse, werde ich ab sofort selbst bestimmen, dachte sie dann. Mit Berengar habe ich der Familienräson eine Chance gegeben. Beim nächsten Mal werde ich nur noch der Liebe eine Chance geben.

Zumal sie schon wusste, wer dieser Mann sein sollte. Sie sah ihn vor ihrem inneren Auge, hörte seine Stimme, sah sein Lächeln. Seinen Namen flüsterte sie, wenn sie allein war: Joseph.

Aber … wie erkläre ich das Vater? Und Mutter!?

Sie wusste, dass der Mann, dem innerhalb weniger Sekunden, nachdem sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, ihr Herz gehört hatte, als Ehemann völlig undenkbar war.

PLONK!

Sie seufzte. Sie musste etwas unternehmen. Von alleine würde der Kerl dort unten nicht aufhören. Sie schwang die Beine aus dem Bett und stieß an etwas Kaltes, Hartes, das daneben auf dem Boden stand. Eine Idee kam ihr in den Sinn, wie sie den Sängerknaben loswerden konnte, ohne die Wachen zu alarmieren. Sie humpelte durch die Dunkelheit über die kalten Bodenbretter, nahm den Rahmen aus der Fensteröffnung und spähte nach unten. Der Sängerknabe warf sich sofort in Pose. Gisela winkte

ihm zu, dass er gehen solle. Er schüttelte den Kopf und breitete die Arme aus wie jemand, dessen bloße Anwesenheit Überredung genug ist.

Na gut. Er hatte es nicht anders gewollt.

Gisela huschte zum Bett zurück, schnappte sich den vollen Nachttopf und leerte ihn mit Schwung nach unten aus. Dann lehnte sie sich nach draußen und machte sich auf einen jämmerlichen Anblick gefasst. Alles, was sie sah, waren ein dunkler, dampfender Fleck auf dem reifgepuderten Boden und die noch schwingenden Äste der Fichten, die das Wohngebäude vom Rest des Burghofs abgrenzten. Tristan de Gurize war wohl rechtzeitig geflohen. Auch gut. Sie zwängte den Rahmen wieder zurück in die Fensteröffnung und tastete sich zum Bett.

Natürlich würde sie diese impulsive Tat beichten müssen. Kaplan Grimoald würde sie sicher als Sünde bezeichnen. Für den Burgkaplan war so ziemlich alles Sünde, was ein Mensch zwischen Aufwachen und Einschlafen tat. Er würde sich die Lippen lecken und dann einen langen Sermon halten, der mit der Gehorsamspflicht gegenüber dem Herrn im Himmel, dem Heiligen Vater in Avignon und dem eigenen Vater zu tun hatte. Kaplan Grimoald leckte sich immer die Lippen, bevor er dazu ansetzte, und er beantwortete jede gebeichtete Missetat mit einer Abwandlung dieses Sermons. An den hohen kirchlichen Festtagen, wenn das ganze Gesinde am Vorabend bei ihm gebeichtet hatte, waren seine Lippen wund.

Aber war es denn eine Sünde, einen Mann abzuweisen, der so eindeutige – und so eindeutig schlechte! – Absichten hegte? Nein, war es nicht, doch es war eine Sünde, den Wünschen des eigenen Vaters zuwiderzuhandeln. Giselas Vater wollte seine Tochter nach der Auflösung der Verlobung mit Berengar de Cucagna so schnell wie möglich vermählen, um den Klatsch zum Verstummen zu bringen. Er hätte jeden genommen, der wenigstens halbwegs

anständig war. Aber Gisela wollte bei diesem Spiel nicht mehr mitspielen. *Das* war ihre Sünde. Und Grimoald, der bei allem heiligen Eifer ein guter Kenner von Giselas Seele war, wusste es und verurteilte sie dafür.

Gisela rollte sich auf die Seite. Ihr Nachtschlaf war dahin. Würde es ihr im Himmel wohlwollend angerechnet werden, wenn sie endgültig aufstand und dem Gesinde half, obwohl sie es hasste, das warme Bett erneut zu verlassen? Während sie noch mit der Entscheidung kämpfte, spürte sie, wie das Bett plötzlich ruckte. Wahrscheinlich die Magd, die sich herumwarf. Doch die Magd lag ganz still.

Ein zweiter Ruck und dann ein Beben, das nicht mehr aufhörte. Es wurde immer stärker. Es erfasste das gesamte Bett. Gisela hörte die Bettpfosten auf dem Boden scharren. Sie hörte die Steine knirschen und die Balken an der Kammerdecke quietschen. Sie riss die Augen auf. Staub rieselte von oben herab. Von überall her klang plötzlich ein Rollen, lauter als Donner. Das Bett begann zu tanzen und rutschte seitwärts. Die Magd schoss keuchend in die Höhe. Der Fensterrahmen fiel heraus. Der Nachttopf hüpfte über den Boden. Giselas Magd kreischte auf.

Gisela spürte, wie sich ihr Magen hob. Sie hatte das Gefühl, dass die ganze Burg, dass das Land, auf dem sie stand, sich wand wie in Schmerzen. Die Sünde, dachte sie voller Panik. Die Sünde. Gott der Herr sieht alles und verzeiht vieles, aber meinen Ungehorsam verzeiht er nicht.

Das Mauerwerk der Burg stöhnte. Gisela hörte das Krachen, mit dem Balken aus den Verankerungen fielen und Wände zusammenstürzten. Die kleine Glocke in der Kapelle fing zu schlagen an, unrhythmisch und misstönend, bis ein noch lauteres Krachen ihrem Geklingel ein Ende machte.

Die Tür zur Kammer sprang auf, fiel aus den Angeln und knallte auf die Bretter. Feuerschein drang herein, und mit ihm ein Dämon mit leeren Augenhöhlen und gesträubtem Pelz. Die Magd sprang kreischend aus dem Bett und

versuchte darunterzukriechen. Der Dämon stürzte in die Kammer und packte die Magd am Fuß. Er verwandelte sich in einen Mann, dem ein zweiter mit einer Fackel folgte. Erst jetzt erkannte sie Lothar d’Osoppo, ihren Vater, der seinen Helm trug und sich in einen Pelz gewickelt hatte. Er zerrte die Magd unter dem Bett hervor und wandte sich Gisela zu. Sie sah, wie sich sein Mund bewegte, aber das Dröhnen und Krachen und Bersten verschluckte seine Worte.

Gisela fand plötzlich ihre Stimme wieder.

»Ein Erdbeben, Vater!«, schrie sie. »Wir müssen hier raus!«

2

Joseph ben Kesher ging ohne sichtbare Eile durch die nachtdunklen Gassen Nürnbergs. Er hatte ein paar Minuten Vorsprung vor der Gruppe, die nach ihm kam, und das war genug. Den Weg, den er und die anderen zu nehmen hatten, kannte er im Schlaf, so oft hatte er ihn in den vergangenen zwei Tagen zurückgelegt. Er kannte jeden Hauseingang, jede Gassenöffnung, jede dunkle Ecke. Er wusste genau, wo der unvermeidliche Überfall stattfinden würde, und er war jetzt unterwegs zu dieser Stelle. Er fühlte Anspannung, aber auch vorauseilenden Triumph. Heute würden die Wölfe erleben, dass die Lämmer sich erhoben und ihnen die Zähne zeigten.

Der Geruch des Flusses stieg ihm in die Nase – Fäulnis, Nässe und toter Fisch. Unter seinen Stiefelsohlen knirschte der tagsüber zu Matsch getretene und in der Nacht wieder gefrorene Schnee. Vor dem vagen Grau des Himmels waren die dunklen Umrisse von Wasserturm und Henkerturm zu sehen. Die Morgendämmerung war noch mindestens drei Stunden entfernt.

Jede Stadt von der Größe Nürnbergs besaß zwei Bezirke, die nicht baulich voneinander abgetrennt und doch ganz unterschiedlich waren. Es gab das eigentliche Stadtinnere mit der relativen Sicherheit, die die regelmäßigen Nachtpatrouillen den Bürgern in ihren Häusern verliehen. Und es gab den Bereich unterhalb der Mauern und direkt bei den Toren, der das Stadtinnere wie ein Ring aus Gesetzlosigkeit umfasste. Hier gab es keine Patrouillen und keine Sicherheit. Man befand sich zwar innerhalb der Stadtmauern, aber man hätte genauso gut irgendwo draußen im Wald sein können, in der Welt, in der der Stärkere immer den Schwächeren fraß.

In Nürnberg gingen diese beiden Bezirke ineinander über. Vor zwanzig Jahren hatte die Stadt noch aus zwei separat umwallten Bereichen bestanden: der Sebalder und der Lorenzer Altstadt. Dann hatte man eine neue Mauer gebaut, die beide Bereiche umfasste und zur Stadt Nürnberg vereinte. Die alten wallnahen, schlechten Bezirke waren jedoch geblieben. Zwanzig Jahre reichten nicht aus, um eine Stadt so zu ändern, dass sich diese Bereiche auflösten. Und so zog sich mitten durch die Stadt Nürnberg entlang gewundener Gassen eine Zone, die die braven Bürger mieden und die die kürzlich entstandenen neuen schlechten Bezirke entlang der aktuellen Mauer verband.

In Zeiten wie diesen war der Unterschied zwischen dem guten und dem schlechten Teil der Stadt noch größer als sonst. Die Handwerker und die kleinen Leute betrauerten noch immer den Tod von Kaiser Ludwig dem Bayern und hassten die Patrizier und reichen Kaufleute, die ihrerseits rasch dem neuen König Karl die Treue geschworen hatten – und heimlich Gespräche mit dessen Rivalen Günther von Schwarzburg führten. Dass die beiden Anwärter auf die Kaiserkrone sich immer wieder in Nürnberg aufhielten, brachte den kleinen Leuten auch keine Vorteile. Das Geschäft mit den Mundschenken und Kammerherren der beiden Adligen machten die reichen Kaufleute.

Josephs Weg führte zwischen den Häusern entlang der Pegnitz, am ehemaligen Wall entlang. Die Gasse war ein Tunnel – sich neigende Wände, offen stehende Mäuler von türlosen Eingängen, tief heruntergezogene Dächer mit Lücken wie das Grinsen von Totenschädeln. An den Hauswänden fanden sich obszöne Malereien, unleserlich gewordene Sprüche, Schmähungen und Hasstiraden: die Helden der Kreide am Werk. In den Bruchbuden hier hausten der Bettlerkönig und sein Hofstaat. Die meisten von ihnen waren nicht zu Hause. Burggraf Johann von Hohenzollern, der kaiserliche Verwalter der Reichsstadt Nürnberg, hatte schon vor Wochen Anweisung gegeben,

die Gesellschaft unter den Mauern nachts im jeweils nächstliegenden der Stadttürme einzusperren. Er fürchtete, die Besitzlosen könnten plötzlich ihre Solidarität mit den Handwerkern entdecken und diesen wiederum das Gefühl vermitteln, sie wären nun zahlreich genug, um einen Aufstand zu wagen.

Weiter voraus wusste Joseph die Mündung einer Quergasse, die seiner Meinung nach der einzig sinnvolle Ort für den zu erwartenden Überfall war. Die Gasse führte unter einem Gebäude hindurch, eine Straßenführung, die er aus seiner Heimatstadt Venedig als Sottoportego kannte.

Als er näher kam, sah er das Bündel Decken und Lumpen dort liegen. Es war ein Signal. Hätte es nicht hier gelegen, wäre der Überfall abgeblasen worden. Joseph drückte sich neben der Gassenmündung an die Mauer und lauschte.

Er hörte die Gruppe heranschleichen und Stellung beziehen, fast ebenso lautlos, wie er gewesen war, aber nicht ganz, weil die Männer es nicht gewohnt waren, leise aufzutreten. Joseph und die Männer waren jetzt nur durch die Hausecke getrennt – sie in dem finsteren Durchlass, er draußen an die Wand gepresst.

Er wartete.

Kurze Zeit später hörte er vom Anfang der Gasse, durch die er gekommen war, Schritte und Gemurmel: die Delegation, der er vorausgeeilt war und auf die es die Gruppe im Durchlass abgesehen hatte. Er lächelte, obwohl sein Herz heftig schlug. Das Warten hatte ein Ende. Er lauschte und hatte das Gefühl, dass die Männer dort hinter der Ecke sich bereitmachten.

Joseph trat ihnen in den Weg, als sie ihre Deckung verließen. Zwei von ihnen standen schon halb in der Gasse, zwei weitere duckten sich noch unter den Durchlass. Perfekt. Auf diese Weise behinderten sie sich gegenseitig.

»Nanu, wen haben wir denn hier?«, sagte er freundlich.

Die Männer stutzten. Joseph ahnte, dass sein italienischer Akzent die Überraschung noch vergrößerte. Er beherrschte die Sprache, die jenseits der Alpen gesprochen wurde, hinreichend, aber seinen Akzent hörte man trotzdem heraus.

»Verpiss dich«, sagte einer der Männer schließlich wenig geistreich. »Wir sind im Dienst.«

»Wenn ihr die Nachtwache seid, bin ich der Burggraf«, erwiderte Joseph.

»Ich hab gesagt, verpiss dich.«

»Was denn? Stadtluft macht frei – noch nie was davon gehört? Ich kann hier so gut sein wie ihr.«

»Kannst du nicht! Und jetzt hau ab.« Der Sprecher warf nervöse Blicke die Gasse hinauf, von wo sich die Delegation näherte.

Von den zweien, die sich noch in den Durchlass duckten, drängelte sich einer jetzt ins Freie. Er war offenbar der Anführer. Er gönnte Joseph einen kurzen, verächtlichen Blick.

»Was macht ihr Maulaffen hier?«, zischte er dann seinen Kumpanen zu. »Seht zu, dass der Kerl verschwindet, oder schlagt ihn tot!«

»Versucht’s doch«, sagte Joseph und hob die Fäuste wie die schlechte Parodie eines Faustkämpfers. Er wollte, dass die Männer ihn als Gegner nicht ernst nahmen.

Die Schritte der herankommenden Delegation waren jetzt so nah, dass man sie im nächsten Moment würde sehen können. Der schwache Lichtschein einer Laterne wanderte ihnen voraus.

»Gottverdammt«, sagte der Anführer. »Da kommen sie. Und wir stehen hier herum wie die Idioten. Los, zurück in Deckung. Den besoffenen Katzelmacher nehmen wir mit …«

Er packte Joseph am Wams. Josephs Rechte landete mit voller Wucht in seiner Magengegend. Als der Mann sich krümmte, schnappte Josephs Kopf nach vorn. Seine Stirn

traf die Nasenwurzel seines Gegners. Der Mann sackte zusammen wie ein leerer Schlauch.

»Nie die Deckung vernachlässigen«, sagte Joseph. »Erste Lektion im Faustkampf.«

Die anderen Männer starrten ihn an. Dann fielen sie, mangels sinnvollerer Befehle und weil es das Naheliegende war, über ihn her.

Es dauerte nur ein paar Augenblicke, und es war weniger ein Kampf als vielmehr ein Tanz. Joseph wusste, wie man die Kraft des Gegners für sich und gegen ihn verwendete. Er wusste, wo man einen Gegner treffen musste, um ihn sofort kampfunfähig zu machen. Er wusste auch, wo man notfalls treffen musste, um den Gegner zu töten. Er trat einen Schritt zurück, als der letzte Angreifer sich stöhnend auf dem hartgefrorenen Boden ausstreckte und reglos liegen blieb, dann wandte er sich um und begegnete den Blicken der Ankömmlinge, die den Kampfplatz mittlerweile erreicht hatten. Es waren sechs alte Männer und eine junge Frau in der Mitte der Gruppe, die nun von den Männern nach hinten geschoben wurde. Sie trug die Laterne, deren Schein vorhin das Nähern der Gruppe angezeigt hatte. Sie hielt sie wie einen Schutzschild vor den Körper.

Einer der alten Männer trug eine runde, längliche Lederkapsel, wie man sie verwendete, um Dokumente vor Nässe zu schützen. Seine Hände krampften sich darum, als er flüsterte: »Was hast du getan, Joseph ben Kesher? Was hast du getan?«

»Friede sei auch mit dir, Jechiel HaCohen«, erwiderte Joseph ironisch.

»Was hat das zu bedeuten, Joseph?«, fragte einer der anderen alten Männer.

Joseph deutete auf die Lederrolle. »Diese Männer wollten Euch auflauern. Sie wollten Euch den Vertrag wieder abnehmen. Wie ich Euch prophezeit habe.«

»Aber … warum?«, stöhnte Jechiel HaCohen. »Ich verstehe das nicht. Der Burggraf hat uns doch eigens eingeladen, um den Vertrag zu ratifizieren.«

Die alten Männer waren die Seniores der jüdischen Gemeinde Nürnbergs. Jechiel HaCohen war der Parnass, der Vorsteher der Gruppe und damit die höchste geistliche und weltliche Autorität der Judengemeinde. Der Vertrag behandelte den geplanten Abriss aller Häuser im Judenviertel und den Austausch des jüdischen Grundbesitzes gegen anderen Grund und Boden außerhalb der Stadtmauern. Joseph, der den Vertragsverhandlungen seit mehreren Tagen als Berater beigewohnt hatte, hatte erreicht, dass die jüdische Gemeinde für das neue, zwangsweise zugewiesene Grundstück nur sechzehnhundert Gulden bezahlen musste – statt der ursprünglich geforderten dreifachen Summe. Er hatte des Weiteren eine Klausel in den Vertrag aufnehmen lassen, dass Burggraf Johann von Hohenzollern den Juden auch in Zukunft den Schutz der Stadt gewähren würde, selbst wenn sie außerhalb der Stadt lebten. Das letzte Massaker an der jüdischen Bevölkerung Nürnbergs war erst fünfzig Jahre her.

»Und jetzt wollte er Euch den Vertrag wieder wegnehmen«, sagte Joseph.

»Woher willst du das wissen, Joseph ben Kesher?«, fragte Jechiel HaCohen. »Du hast Gewalt angewandt, Joseph. Gewalt ist nicht unser Weg.« Jechiel deutete mit einem zitternden Daumen über seine Schulter auf die junge Frau. »Was wäre, wenn sie dich überwältigt hätten? Dann stünden sie jetzt hier vor uns und nicht du. Und sie wären wütend. Sie würden ihre Wut an Jutta auslassen. Du hast meine Tochter in Gefahr gebracht!«

»Nein, Reb Jechiel, Ihr habt sie selbst in Gefahr gebracht, indem Ihr sie mitgenommen habt. Ich hatte Euch gewarnt.«

»Meine Tochter geht stets voran und leuchtet mir, wenn ich nachts unterwegs bin«, sagte Jechiel. »So erfüllt sie ihre Pflicht gegenüber ihrem Vater.«

Joseph wandte sich ab. Er kauerte sich neben einem der Bewusstlosen nieder und drehte dessen Kopf herum. Der Mann stöhnte, erwachte aber nicht aus seiner Ohnmacht. »Zu gut rasiert für einen Straßenräuber«, sagte Joseph. »Zu wohl genährt.« Er riss die schmutzige Tunika des Mannes am Hals auf. »Und was sehen wir hier, unter den Lumpen? Eine Tunika in den Farben des Burggrafen. Das sind seine Soldaten. Selbst wenn die Tunika nicht wäre, wüsste ich es. Sie waren zu ungeschickt für Straßenräuber.«

»Wir sollten alle in die Falle gehen!«, rief einer der anderen alten Männer. »Sieh das doch endlich ein, Jechiel! Es war von Anfang an geplant.«

»Baruch hat recht«, sagte ein anderer. »Wir durften dem Burggrafen nicht vertrauen!«

»Ihr durftet König Karl nicht vertrauen«, sagte Joseph. »Der Burggraf tut nur, was man ihm sagt.«

»Ich halte das alles für ein Missverständnis«, sagte Jechiel. »Gewalt ist außerdem niemals unser Weg. Es ist nicht der Weg der Gerechten.«

Joseph antwortete nicht, weil Jechiels Hartnäckigkeit die alte, wohlbekannte Wut in ihm aufsteigen ließ. Manchmal versetzte ihn die Einstellung seiner Glaubensgenossen noch mehr in Zorn als die Hinterhältigkeit der Christen. Stattdessen begann er in den Kleidern des Mannes zu wühlen, der der Anführer der Soldaten gewesen war. Seine Hand kam mit einem gefalteten Papier zum Vorschein. Er faltete es auseinander, las es und grinste freudlos.

»Was hast du?«, fragte der Senior, der Baruch genannt worden war.

»Das, Reb Baruch, ist ein Erlaubnisschein, sich nachts trotz der Ausgangssperre in und außerhalb Nürnbergs

aufzuhalten«, sagte Joseph. »Es heißt hier, dass seine Besitzer in keinem Fall aufgehalten oder für irgendetwas zur Rechenschaft gezogen werden sollen, weil das, was sie tun, zum Wohle der Stadt und des Reichs geschieht. Glaubt Ihr mir jetzt endlich, Reb Jechiel?« Er stand auf und reichte dem Parnass das Dokument. »Nehmt den Passierschein. Damit kommt Ihr unbehelligt durch, falls Euch die richtige Nachtwache begegnen sollte. Passt gut auf den Vertrag auf.«

Er wird euch im Ernstfall nichts nützen, fügte er im Stillen hinzu. Nichts nützt etwas, das ihr auf das Vertrauen baut, dass die Christen ihre Zusagen einhalten werden. Alles, was dieser Vertrag vermag, ist, euch Hoffnung zu geben, bis sie dann doch eure Türen eintreten und euch wegschleifen und euch und eure Frauen und Kinder auf der Straße erschlagen.

Uns, dachte er dann. Bis sie *uns* wegschleifen. Uns und unsere Frauen und unsere Kinder. Ich bin immer noch einer vom auserwählten Volk, auch wenn manche es sich anders wünschen. Zum Beispiel mein Vater.

Die Seniores drücken sich an Joseph vorbei. Bis auf Jechiel HaCohen murmelten sie ihm Abschiedsgrüße zu und segneten ihn. Jutta blickte weg, als sie ihn passierte. Die Gruppe verschwand in Richtung Judenviertel, und die Gasse war auf einmal wieder dunkel, weil das warme gelbe Laternenlicht jetzt fehlte.

Einer der besiegten Angreifer ächzte und versuchte sich aufzurichten. Joseph stellte ihm den Fuß auf die Schulter und stieß ihn um. Der Mann rollte aufs Gesicht und lag wieder still.

»Sie sind weg«, sagte er dann laut.

Das Bündel aus Lumpen und Decken, das Joseph als Signal gedient hatte, bewegte sich plötzlich, dann erhob sich ein Mann aus dem Wirrwarr und richtete sich auf. Er war einen halben Kopf größer als Joseph, hatte eine breite Brust und noch breitere Schultern und ein freundliches,

bärtiges Gesicht unter einem Lockenkopf. Seine Miene war die eines Mannes, den man einfach beiseiteschubsen kann und der sich dann auch noch dafür entschuldigt, im Weg gestanden zu haben.

Man hätte keinen größeren Fehler begehen können, als Zacharias Phiselin tatsächlich für so einen Mann zu halten.

»Du hast mich überhaupt nicht gebraucht«, sagte Zacharias.

»Doch«, widersprach Joseph. »Ich kämpfe beruhigter, wenn ich weiß, dass du im Notfall eingreifst.«

»Wie bin ich froh, dass du meinetwegen *beruhigt* kämpfen kannst«, sagte Zacharias trocken.

»Und ich brauchte dich, damit ich wusste, dass sich die Kerle wirklich hier versteckten.«

»Dazu hätten die Decken alleine auch gereicht.«

»Und wie hätten die Decken sich wegbewegt, wenn der Hinterhalt woanders stattgefunden hätte?«

»Ich frage mich, ob ich mich im Ernstfall noch hätte wegbewegen *können*. Du hast mich reichlich lange hier herumliegen lassen, wenn ich das mal anmerken darf. Ich bin vor Kälte so steif wie Lots Weib.«

»Sei nicht so ein kleines Mädchen«, sagte Joseph lächelnd und schlug Zacharias gegen den Arm. »Und danke, dass ich mich immer auf dich verlassen kann. Es hat gutgetan, dich als Verbündeten in der Hinterhand zu wissen.«

»War mir ein Vergnügen«, erklärte Zacharias. »Und das mit dem kleinen Mädchen habe ich überhört.«

Joseph seufzte. »Machen wir, dass wir hier wegkommen. Ich habe genug von Schnee und Kälte; ich freue mich auf Zuh… auf Venedig.« Er bückte sich nach dem Deckenknäuel, unter dem Zacharias sich versteckt hatte, um es aufzuraffen.

»Ich nehm das schon …«, rief Zacharias hastig, aber es war zu spät. Joseph hob die Decken hoch. Ein Gesicht mit